

ARTHUR MORRISON

THE DORRINGTON- DEED BOX I

Ein viktorianischer Kriminalroman



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Deutsche Übersetzung: Haymo Pircher

Originaltitel: The Dorrington Deed-Box
Autor: Arthur Morrison

Erstveröffentlichung der Geschichten: The Windsor Magazine 1897

Logo: Mark Freier
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u.V. der KI Software Midjourney
Vignette: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Reproduktion (auch auszugsweise),
Vervielfältigung oder Übertragung in irgendeiner Form (Druck, Kopie, Scannen,
digital oder analog) nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlags.

ISBN 978-3-689-84747-0

Inhalt

Die Erzählung von Mr. James Rigby

6

Der Fall Janissary

51

Der Fall des Spiegels von Portugal

91

DIE ERZÄHLUNG VON MR. JAMES RIGBY

Ich werde hier in so einfacher und direkter Sprache wie möglich die Ereignisse schildern, die auf meine kürzliche Rückkehr nach England folgten; und ich werde es anderen überlassen, zu beurteilen, ob mein Verhalten von törichter Angst und unüberlegter Leichtgläubigkeit geprägt war oder nicht. Gleichzeitig habe ich meine eigene Meinung darüber, wie sich jeder andere Mann mit durchschnittlicher Intelligenz und durchschnittlichem Mut unter denselben Umständen verhalten hätte; insbesondere ein Mann mit meiner außergewöhnlichen Erziehung und meinem zurückhaltenden Auftreten.

Ich wurde in Australien geboren und habe dort bis vor kurzem mein ganzes Leben verbracht, abgesehen von einer einzelnen Reise nach Europa als kleiner Junge, in Begleitung meines Vaters und meiner Mutter. Es hat sich damals zugetragen, dass ich meinen Vater verlor. Ich war noch keine neun Jahre alt, aber meine Erinnerung an die Ereignisse dieser Europareise ist außergewöhnlich lebendig.

Mein Vater war zum Zeitpunkt seiner Heirat nach Australien ausgewandert und durch außerordentlich glückliche Spekulationen mit Grundstücken in und um Sydney ein reicher Mann geworden. Als Familie waren wir ungewöhnlich selbstbezogen und isoliert. Von meinen Eltern habe ich nie ein Wort über ihre Verwandten in England gehört; tatsächlich weiß ich bis heute nicht einmal, wie

mein Großvater mit Vornamen hieß. Ich habe oft vermutet, dass es vor oder im Zuge der Heirat meines Vaters zu einem schwerwiegenden Familienstreit oder einem großen Unglücksfall gekommen sein muss. Wie dem auch sei, ich konnte nie etwas über meine Verwandten erfahren, weder mütterlicher- noch väterlicherseits. Beide Eltern waren jedoch gebildete Leute und ich kann mir durchaus vorstellen, dass ihr Hang zur Zurückgezogenheit zunächst darauf beruhte, dass die sie umgebenden Kolonisten der damaligen Zeit, so hervorragende Leute sie auch waren, sich als Klasse nicht durch extreme intellektuelle Bildung auszeichneten. Mein Vater hatte seine Bibliothek aus England mitgebracht, die von Zeit zu Zeit durch Neuzugänge ergänzt wurde. Er verbrachte die meiste Zeit seiner Tage mit seinen Büchern, unternahm aber hin und wieder einen Ausflug mit einem Gewehr auf der Suche nach einem neuen Exemplar für sein naturhistorisches Museum, das drei lange Räume in unserem Haus am Fluss Lane Cove einnahm.

Wie zuvor erwähnt war ich acht Jahre alt, als ich mit meinen Eltern zu einer Europareise aufbrach, und zwar im Jahre 1873. Bei unserer Ankunft blieben wir nur kurz in England, da wir nach unserer Rückkehr vom Kontinent einen längeren Aufenthalt geplant hatten. Unsere Tour durch Europa führte uns zuletzt nach Italien, und es trug sich dort zu, dass mein Vater ein gefährliches Abenteuer erlebte.

Wir befanden uns in Neapel, und mein Vater hatte eine seltsame Vorliebe für einen malerisch aussehenden

Raufbold entwickelt, der seine Aufmerksamkeit durch einen für einen Italiener ungewöhnlich hellen Teint auf sich gezogen hatte und in dem er eine Ähnlichkeit mit dem Dichter Tasso zu erkennen glaubte. Dieser Mann wurde sein Führer bei Ausflügen in die Umgebung von Neapel, obwohl er nicht zu den regulären Reiseführern gehörte und auch keine regelmäßige Beschäftigung zu haben schien. *Tasso*, wie mein Vater ihn immer nannte, schien ein durchaus höflicher Zeitgenosse zu sein, und ziemlich intelligent. Aber meine Mutter mochte ihn von Anfang an überhaupt nicht, ohne dass sie einen stichhaltigen Grund für ihre Abneigung nennen konnte. Im Nachhinein bestätigte sich ihr Instinkt.

Tasso – sein richtiger Name war übrigens Tommaso Marino – überzeugte meinen Vater, dass es am Astroni-Krater, ungefähr vier Meilen westlich der Stadt, etwas Interessantes zu sehen gäbe. Außerdem überredete er ihn, die Reise zu Fuß zu unternehmen, und so machten sich die beiden auf den Weg. Bis zum Krater ging alles gut, doch dann drehte sich der Führer in einem einsamen und zerklüfteten Teil des Hügels plötzlich um und griff meinen Vater mit einem Messer an. Seine Absicht war ohne jeden Zweifel die Ermordung und Aneignung der Wertsachen des Engländers. Glücklicherweise hatte mein Vater eine Hüfttasche mit einem Revolver darin, denn er war vor der Gefahr gewarnt worden, der zu dieser Zeit ein in der Gegend von Neapel umherwandernder Fremder ausgesetzt sein könnte. Er erlitt eine Fleischwunde am linken Arm beim Versuch, einen Stich abzu-

wehren, und schoss seinerseits aus kürzester Distanz, woraufhin sein Angreifer auf der Stelle tot umfiel.

Er verließ den Ort in aller Eile, bandagierte sich dabei den Arm, suchte den britischen Konsul in Neapel auf und informierte ihn über die gesamten Umstände. Von Seiten der Behörden gab es keine großen Schwierigkeiten. Ein oder zwei Vernehmungen, ein paar Unterschriften, einige besondere Anstrengungen seitens des Konsuls, und mein Vater war, soweit es die Gesetzeshüter betraf, frei. Doch während diese Formalitäten abliefen, wurden nicht weniger als drei Attentate auf ihn verübt – zwei mit dem Messer und eines mit Schusswaffe –, und jedes Mal grenzte sein Entkommen an ein Wunder. Denn der tote Raufbold, Marino, war ein Mitglied der gefürchteten Camorra gewesen, und die Camorristi brannten darauf, seinen Tod zu rächen.

Jedem, der mit der inneren Geschichte Italiens vertraut ist – insbesondere mit der Geschichte des alten Königreichs Neapel –, wird der Name *Camorra* geläufig genug sein. Sie war eine der schlimmsten und mächtigsten der vielen mächtigen und bösen Geheimgesellschaften Italiens und hatte keine der Entschuldigungen für ihre Existenz, die von Zeit zu Zeit zugunsten der anderen vorgebracht wurden. Sie war eine riesige Vereinigung für die Begehung von Verbrechen und die Erpressung von Geld. Sie war so mächtig, dass sie tatsächlich eine regelmäßige Steuer auf alle Lebensmittel erhob, die nach Neapel kamen – eine Steuer, die mit weitaus größerer Regelmäßigkeit erhoben und bezahlt wurde als alle Steuern,

die der rechtmäßigen Regierung des Landes zustehen. Der Transport geschmuggelter Waren war ein Monopol der Camorra, die zu diesem Zweck über ein perfektes Netzwerk im ganzen Königreich verfügte. Die gesamte Bevölkerung wurde von dieser abscheulichen Gesellschaft terrorisiert, die allein in der Stadt Neapel nicht weniger als zwölf Zentralen hatte. Sie schloss Verträge für die Begehung von Verbrechen genauso systematisch und gelassen ab, wie eine Eisenbahngesellschaft Verträge für den Transport von Waren abschließt. Ein Mord kostete je nach den Umständen soundsoviel, für die Beseitigung der Leiche war ein Zuschlag fällig; Brandstiftung war ein gewinnbringendes Geschäft; Verstümmelungen und Entführungen wurden schnell und zügig durchgeführt; und jede nur denkbare teuflische Gewalttat war nur eine Frage des Preises. Eine der Hauptbeschäftigungen des Unternehmens war natürlich das Banditentum. Nach der Machtübernahme Vittorio Emanuele und der Verschmelzung Italiens zu einem Königreich verlor die Camorra etwas an Macht, machte aber lange Zeit erhebliche Probleme. Ich habe gehört, dass im Jahr nach den von mir beschriebenen Vorfällen zweihundert Camorristi aus Italien verbannt wurden.

Sobald die rechtlichen Formalitäten abgeschlossen waren, erhielt mein Vater den überdeutlichen offiziellen Hinweis, dass es für ihn und seine Familie umso besser sei, je früher und heimlicher er das Land verlasse. Auch der britische Konsul machte ihm klar, dass das Gesetz ihm keinerlei Schutz vor den Machenschaften

der Camorra bieten könne. Und tatsächlich bedurfte es nicht viel Überredungskunst, um uns zur Abreise zu bewegen, denn meine arme Mutter war in ständiger Angst, wir könnten zusammen in unserem Hotel ermordet werden. Daher verloren wir keine Zeit, nach England zurückzukehren und unsere Europareise zu einem Ende zu bringen.

In London wohnten wir in einem bekannten Privathotel in der Nähe der Bond Street. Wir waren erst drei Tage hier, als mein Vater eines Abends in der festen Überzeugung hereinkam, er sei etwa zwei Stunden lang verfolgt worden, und zwar sehr geschickt. Mehr als einmal hatte er sich plötzlich umgedreht, um sich den Verfolgern zu stellen, die ihm auf den Fersen zu sein schienen, aber er war dabei niemandem mit verdächtigem Aussehen begegnet. Am nächsten Nachmittag hörte ich, wie meine Mutter meiner Gouvernante (die mit uns reiste) von einem unangenehm aussehenden Mann erzählte, der gegenüber dem Hoteleingang herumlungerte und der, so war sie sich sicher, ihr und meinem Vater später beim Spaziergehen gefolgt war. Meine Mutter wurde nervös und teilte meinem Vater ihre Befürchtungen mit. Er tat die Sache jedoch ab und machte sich keine großen Gedanken darüber. Trotzdem ging die Verfolgung weiter, und mein Vater, der nie in der Lage war, die für die Belästigung verantwortlichen Personen zu identifizieren – tatsächlich spürte er ihre Anwesenheit eher instinktiv, wie man es in solchen Fällen tut, als auf andere Weise –, wurde äußerst wütend und überlegte, die Polizei zu konsultieren. Dann entdeckte

meine Mutter eines Morgens ein kleines Papieretikett, das an der Außenseite der Tür des Schlafzimmers klebte, in dem sie und mein Vater wohnten. Es war ein kleines Ding, rund und etwa so groß wie ein Sixpence-Stück oder sogar noch kleiner, aber meine Mutter war sich ganz sicher, dass es nicht dagewesen war, als sie am Abend zuvor das letzte Mal durch die Tür gekommen war, und sie war zutiefst erschrocken. Denn auf dem Etikett war ein winziges, unbeholfen mit Tinte gezeichnetes Zeichen zu sehen – ein Paar seltsam geformter, gekreuzter Messer; das Zeichen der Camorra.

Niemand wusste etwas über dieses Etikett oder wie es dorthin gekommen war. Meine Mutter drängte meinen Vater, sich sofort unter den Schutz der Polizei zu stellen, aber er zögerte. Ich glaube sogar, er hatte den Verdacht, das Etikett könnte die Erfindung eines im Hotel wohnenden Witzbolds sein, der von seinem neapolitanischen Abenteuer gehört hatte (es wurde in vielen Zeitungen berichtet) und ihm einen Schrecken einjagen wollte. Aber noch am selben Abend wurde mein armer Vater tot aufgefunden, mit einem Dutzend Stichen, in einer kurzen, unbelebten Straße keine vierzig Meter vom Hotel entfernt. Er war nur losgegangen, um in einem Geschäft zwei Straßen weiter ein paar Zigarren einer bestimmten Marke zu kaufen, die ihm gefiel, und weniger als eine halbe Stunde nach seinem Fortgehen stand die Polizei mit der Nachricht von seinem Tod vor der Tür des Hotels, nachdem sie seine Adresse aus Briefen in seinen Taschen entnommen hatte.

Es ist nicht meine Absicht, mich über den Kummer meiner Mutter zu äußern oder die Ereignisse nach dem Tod meines Vaters im Detail zu beschreiben, denn ich gehe nur auf diese frühe Phase meines Lebens zurück, um die Zusammenhänge dessen, was mir kürzlich widerfahren ist, deutlicher zu machen. Es genügt daher zu sagen, dass die Jury bei der Untersuchung ein Urteil wegen vorsätzlichen Mordes gegen eine oder mehrere unbekannte Personen fällte; dass mehrmals berichtet wurde, dass die Polizei einen äußerst wichtigen Hinweis erhalten hatte, und dass es deshalb ganz natürlich nie zu einer Verhaftung kam. Wir kehrten nach Sydney zurück, und dann wuchs ich auf.

Ich hätte vielleicht schon früher erwähnen sollen, dass mein Beruf – oder besser gesagt mein Hobby – der eines Künstlers ist. Glücklicherweise oder unglücklicherweise, je nachdem, wie Sie darüber denken, muss ich keinen Beruf ausüben, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, aber seit meinem sechzehnten Lebensjahr habe ich meine ganze Zeit mit Zeichnen und Malen verbracht. Wäre meine Mutter nicht so unüberwindlich dagegen gewesen, mich auch nur für die kürzeste Zeit zu verlassen, wäre ich schon vor langer Zeit nach Europa gekommen, um dort zu arbeiten und an den regulären Schulen zu studieren. So tat ich mein Bestes in Australien und wanderte ziemlich frei umher, während ich mit den Schwierigkeiten kämpfte, die seltsame australische Landschaft in künstlerische Form zu bringen. Die typische australische Landschaft hat eine seltsame, trostlose,

unheimliche Note, die die meisten Leute für die Zwecke eines Landschaftsmalers als wenig wertvoll erachten, aber mit der nach meiner Überzeugung ein fähiger Maler Großes anfangen könnte. Also tat ich mein kümmerliches Bestes.

Vor zwei Jahren starb meine Mutter. Ich war damals achtundzwanzig Jahre alt und hatte keinen Freund mehr auf der Welt und, soweit ich weiß, auch keinen Verwandten. Bald war es mir unmöglich, das große Haus am Lane Cove River länger zu bewohnen. Es ging über meine einfachen Bedürfnisse hinaus und die ganze Sache war mir peinlich, ganz zu schweigen von den Assoziationen des Hauses mit meiner toten Mutter, die eine schmerzliche und deprimierende Wirkung auf mich ausübten. Also verkaufte ich das Haus und machte mich auf den Weg. Ein Jahr oder länger führte ich das Leben eines einsamen Vagabunden in New South Wales und malte, so gut ich konnte, die verstreuten Wälder mit ihren prächtigen Bäumen und ihrem seltsam nach oben gerichteten Laub. Dann, erbärmlich unzufrieden mit meiner Leistung und insgesamt von einem ruhelosen Geist erfüllt, beschloss ich, die Kolonie zu verlassen und in England oder zumindest irgendwo in Europa zu leben. Ich versprach mir, an den Pariser Schulen zu malen und mir die technische Beherrschung meines Materials anzueignen, die mir jetzt fehlte.

Kaum war die Sache beschlossen, ging es auch schon los. Ich wies meine Anwälte in Sydney an, meine Angelegenheiten zu erledigen und mit ihren Londoner Kol-

legen Kontakt aufzunehmen, damit ich nach meiner Ankunft in England sämtliche Geschäftsbelange über sie abwickeln könnte. Ich war fest entschlossen, mein gesamtes Eigentum nach England zu transferieren und die alte Heimat zu meiner dauerhaften Basis zu machen; und innerhalb von drei Wochen nach dem Datum meines Entschlusses war ich unterwegs. Im Gepäck hatte ich die notwendigen Empfehlungsschreiben an die Londoner Anwälte und die Urkunden für ein bestimmtes Stück Land in Südastralien, das mein Vater kurz vor seinem Antritt der verhängnisvollen Europareise erworben hatte. Wie sich inzwischen herausgestellt hatte, befand sich dort abbaufähiges Kupfer, und ich glaubte, dass ich diesen Besitz gewinnbringend an ein Unternehmen in London veräußern könnte.

*

An Bord eines großen Passagierdampfers fühlte ich mich in gewisser Weise fehl am Platz. Der ständige Kontakt an Bord eines Schiffes schien es mir unmöglich zu machen, jene Zurückhaltung zu wahren, die mir zur zweiten Natur geworden war. Ich hatte sie so verinnerlicht, dass ich auf geradezu lächerliche Weise davor zurückschreckte, sie aufzugeben; denn auch wenn ich ein erwachsener Mann war, muss ich doch gestehen, dass ich absurd schüchtern war und, so fürchte ich, in meinem Auftreten kaum besser als ein zu groß geratener Schuljunge. Aber irgendwie war ich kaum einen Tag auf

See, als ich eine höchst angenehme Bekanntschaft mit einem anderen Passagier machte, einem Mann von acht- unddreißig oder vierzig Jahren, der Dorrington hieß. Er war ein großer, gut gebauter Kerl, eigentlich ziemlich gutaussehend, abgesehen von einer gewissen extremen Rundung des Gesichts und Ausgeprägtheit der Gesichtszüge; er hatte einen dunklen Militärschnurrbart und einen aufrechten Gang, mit dem Schwung eines Kavalleristen, und seine Augen hatten, glaube ich, den durchdringendsten Ausdruck, den ich je gesehen habe. Er hatte ein äußerst einnehmendes Benehmen, und er war der einzige gute Erzähler, den ich bis dahin getroffen hatte. Er kannte jeden und war schon überall gewesen. Sein Fundus an Beschreibungen und Anekdoten war unerschöpflich, und während meiner ganzen Bekanntschaft mit ihm hörte ich ihn nie zweimal dieselbe Geschichte erzählen. Es konnte nichts passieren – kein Vogel konnte am Schiff vorbeifliegen, kein Gericht auf dem Tisch landen, ohne dass Dorrington eine scharfe Bemerkung und die passende Anekdote parat hatte. Und er langweilte oder ermüdete einen nie. Trotz all seiner schlagfertigen Redegewandtheit wirkte er nie übermäßig aufdringlich oder im Geringsten egoistisch. Mr. Horace Dorrington war insgesamt die charmanteste Person, die ich je getroffen habe. Außerdem entdeckten wir einen gemeinsamen Geschmack in Sachen Zigarren.

„Übrigens“, sagte Dorrington eines wunderbaren Abends zu mir, als wir uns an die Reling lehnten und rauchten, „Rigby ist in Australien kein sehr geläufiger